Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 81 (1987)

Heft: 6

Artikel: Horst Eberhard Richter im Gespräch mit Hanspeter Gschwend : wer immer siegen muss, wird untergehen

Autor: Richter, Horst Eberhard / Gschwend, Hanspeter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143337

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

des Wassers, der Menschen in der Dritten Welt und der Zukunft von uns allen immer reicher werden.
Unser täglich Brot gib uns heute,
damit wir uns stärken, um gegen die atomare Bedrohung zu kämpfen.
Gib uns das Brot der Liebe, damit wir frei werden für unsere Mitmenschen.
Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.
Führe uns nicht in Versuchung,
es den Mächtigen gleichzutun,
sondern erlöse uns von dem Bösen
in uns selbst, das uns immer wieder dazu verlockt, unser Leben für uns selbst zu bewahren,
während Du uns einlädst, unser Leben zu geben für unsere Freunde.
Erlöse uns von dem Bösen in Uniform und Zivil, von Provokation, von Resignation und von dem Glauben an unsere Allmacht.
Denn Dein ist das Reich;
es gehöre keinem von denen, die glauben über uns bestimmen zu können;
die Kraft und die Herrlichkeit.
Du bist der einzige Gott und Vater – von Anfang an und *in Ewigkeit.* Amen

---

Horst Eberhard Richter im Gespräch mit Hanspeter Gschwend

Wer immer siegen muss, wird untergehen

Krankheit als Warnzeichen

Gschwend: *Herr Professor Richter, Sie sind krank, Sie haben Grippe. Sie haben in Ihrem Buch «Die Chance des Gewissens» (Hoffmann und Campe, 1986) sehr viel geschrieben über die positiven Seiten des Krankseins. Ist es für Sie hinderlich, ein Interview geben zu müssen und dabei krank zu sein?*
Richter: Sie wissen ja von mir, dass ich Krankheit wichtig nehme, nicht nur als Störung, sondern auch als eine Form des Lebens. Krankheit gehört zu unserem Leben, man kann sie in dem Sinne nicht nur erleiden, sondern sich die damit verbundene Schwäche und Passivität gönnen: viel liegen, viel schlafen, sich warmhalten, sich pflegen und auch pflegen lassen. Das sind schöne Sachen. Man kann wieder in so etwas wie einen kindlichen Zustand kommen, auch die eigenen Begrenzungen besser verstehen. Man ist ein Stück weit hilflos, angewiesen darauf, dass andere einem jetzt helfen. Insofern sind Krankheiten erzieherisch, auch wenn sie einem nicht schmecken.
Gschwend: *Ich könnte mir vorstellen, dass das Kranksein einen Einfluss auf Ihre Antworten hat. Denken Sie, dass Sie zum Beispiel jetzt sensibler sprechen?*
Richter: Ich weiss das nicht genau. Ich weiss nur, dass ich jetzt wohl etwas besinnlicher mit Ihnen reden kann, sonst würde ein Interview eingepasst sein in einen Zeitplan. Jetzt kann ich mich Ihnen in Ruhe widmen.
Gschwend: *Am Anfang Ihres Buches sprechen Sie viel von Krankheit, und Sie stellen Beispiele dar, wo sie krank geworden sind, schwer krank, zum Beispiel als Soldat an der Front. Sie stellen die Krank-*

heit dar als Folge Ihrer Sensibilität für die Ungeheuerlichkeiten, die um Sie herum geschehen. Die Frage stellt sich mir in diesem Zusammenhang: Was ist das für eine Reaktion? Zur Krankheit gehört ja auch, dass man gelähmt ist, eingeschränkt in seinen Handlungsfähigkeiten. Läuft man nicht Gefahr, die Krankheit zu heroisieren und etwas zu unterschlagen, wenn man von den positiven Seiten der Krankheit spricht?

Richter: Während Sie jetzt sprachen, habe ich mir überlegt, unter welchen Bedingungen ich jetzt gerade krank geworden bin, warum also jetzt gerade meine Abwehrkraft nicht gut funktioniert. Ich habe mich in der letzten Woche sehr übernommen. Ich war in drei skandinavischen Ländern, habe dort sechs Vorträge gehalten, und bei dreien dieser Vorträge habe ich mich mit unserer Ohnmacht beschäftigt und mit unseren Chancen, in einer Welt zu leben, die durch Hochtechnologie, durch Chemie und Atomrüstung in einem einzigartigen Grad gefährdet ist. Ich gerate dann in die Rolle desjenigen, der den Menschen eigentlich nur deutlicher machen will, wie der Zustand unserer Welt ist, in die Rolle desjenigen, von dem das Publikum erwartet, dass er sagen könne, wie man es machen muss, um die Gefahren besser zu bewältigen. In solchen Veranstaltungen herrscht ein grosser Druck, dass man die Leute nicht traurig nach Hause schickt. Man will ihnen ja nicht angst machen, wie das die Gegner einem unterstellen. Man will ihnen helfen, eine – wie Günther Anders mal gesagt hat – fürsorgende Angst zu entwickeln. Wie eine Mutter sich sorgt um ihre Kinder, sollen die Menschen sich um die Erde sorgen, um die Umwelt, um den Frieden, um die Lebenschancen der nächsten Generation, damit nicht eine lähmende Angst auftritt, sondern eine Angst, die dazu aufruft, unser Leben mehr zu pflegen.

Aber ich bin nicht jemand, der sich dann sehr stark fühlt, zu sagen: Wenn wir jetzt alle diesen Weg gehen, werden wir diese gewaltigen Mächte zwingen, umzukehren, diese Mächte, die uns diese Entwicklung bescheren und in die wir irgendwie verwickelt sind; sondern ich bin genau so schwach wie die andern, die mir zuhören. Das Krankwerden ist vielleicht ein Zeichen, dass ich mich etwas mehr zurücknehmen und auch diesen Versuchungen besser widerstehen muss, auf solche Wünsche und Aufforderungen hin in die Rolle dessen zu schlüpfen, der sich hinstellt und mahnt und warnt und ermutigen will.

Die Verdrängung der Endlichkeit

Gschwend: *Wenn ich Sie richtig verstehe, ist die Krankheit einmal ein Warnzeichen, dass es so nicht weitergeht, dass Sie sich nicht in der Weise weiter stressen können. Aber die Krankheit darf in gewissem Sinn nur eine Pause geben, eine Übergangszeit, um zu ermöglichen, zu sich selbst zurückzukehren. Sie darf nicht Endstation sein. Ich setze Sie jetzt natürlich auch ein bisschen unter Druck, denn ich möchte natürlich Antworten auf die Fragen bekommen, was man heute noch tun kann, wenn man das Gefühl hat, nicht nur das persönliche Leben gehe in eine Richtung, in die es nicht weitergehen darf, sondern auch gesellschaftlich, auf der ganzen Welt, gehe manches in eine Richtung, in die es nicht gehen dürfe. Ich möchte nicht eigentlich Rezepte von Ihnen, sondern eben auch hören, wo Sie zweifeln, wo Sie offen sind, wo Sie selber nicht weiter wissen und wie Sie damit umgehen, dass Sie in dieser zweifelhaften und gespaltenen Situation sind. In diesem Zusammenhang möchte ich einen Abschnitt aus Ihrem Buch vorlesen, eine Schlüsselstelle, und daran dann Fragen anschliessen.*

Sie sprechen vom todkranken Menschen, Sie sprechen davon, wie Sie als Arzt reagieren, wenn Sie wissen, dass jemand nicht mehr geheilt werden kann, und Sie sagen dann aufgrund Ihrer Erfahrung:

«Es ging also gar nicht nur, und nicht einmal primär darum, leichter sterben zu

können, sondern im Blick auf das Ende erst voll zum Leben zu erwachen. Die Aufhebung der Todesverdrängung macht sichtbar, welche Unsumme an Energie vorher verschwendet worden war, nur um die diffuse Angst abzuwehren. Die gesellschaftliche Verteufelung des Todes als Aggressor bedeutet also nur vordergründig einen Kampf gegen den Tod. Im Hintergrund war es ein Kampf gegen das Leben, ein Sieg der Aggression über die Liebe.»

Kürzlich hat Hildesheimer am Schweizer Fernsehen gesagt, wir müssten uns damit abfinden, und er habe sich jedenfalls damit abgefunden, dass die Welt dem Tod geweiht ist. Er glaubt, dass im Verlauf der nächsten Jahrzehnte mindestens das menschliche Leben zu Ende gehen wird auf diesem Planeten. Als ich diese Stelle las, habe ich mich gefragt: Verschwenden wir mit dem fast verzweifelten Kampf gegen Rüstung und Umweltzerstörung, gegen Hunger und Überbevölkerung nicht Lebensenergie, wie Sie es schildern von Kranken und Ärzten, die nur gegen den Tod ankämpfen. Wäre es, wenn man sich die Welt vergegenwärtigt, nicht richtiger, sich zu sagen, die Welt geht zu Ende, wir würden uns besser darauf einrichten, noch sozusagen in Ehren zu sterben?

Richter: Ich habe den Eindruck, dass sich im Augenblick viele, auch sehr kluge Mitglieder der jüngeren Generation, tatsächlich so verhalten, als hätten sie sich damit abgefunden, dass alles kaputtgeht. Sie denken nicht mehr daran, wenden sich ab und führen ein hedonistisches Leben. Das gibt einen Trend in Richtung reich werden, schön sein, das Leben konsumieren und sich nicht mehr kümmern um Politik, sich nicht mehr über diese schrecklichen Gefahren aufregen. Da liegt eine Resignation vor, die ich für schlimm halte. Das ist kein bewusstes Sich-Abfinden, sondern einfach ein Verdrängen, das nur negative Wirkung hat. Es ist der Versuch, diese Depression sozusagen kompensatorisch niederzuhalten, indem man den Lebensgenuss auf jener Ebene maximal steigert, auf der man durch Machen und Herstellen von Genussmöglichkeiten noch selber viele eigenen Chancen hat.

Etwas ganz anderes ist es, wenn man sich auf einer tieferen Ebene überlegt, dass dieses Ankämpfen gegen das Nichts, gegen das Verhängnis, die Wurzel des Fortschrittmythos überhaupt ist. In diesem hektischen Kampf, den technischen Fortschritt blindlings weiterzutreiben, bis hin zu Tschernobyl, bis hin zur Atomrüstung, sehe ich einen Kampf gegen die Begrenztheiten des Lebens, gegen unsere Sterblichkeit, einen Kampf, der aber nicht bewusst ist. Er wird nur oberflächlich verstanden: als eine Erhöhung von Grösse und Stärke und Potenz. In Wirklichkeit enthält er eine Destruktivität aus Angst vor unserer Sterblichkeit. Die Unfähigkeit, Mass zu halten in der chemischen und technischen Entwicklung, entspringt einer verzweifelten Auflehnung gegen das Wissen, dass es unerträglich sei, endlich zu sein.

Ich glaube, dass eine Kultur, die sich dem Leben zuwenden, die Natur und auch unsere innere Natur mehr schützen würde, erst dann zustande kommen könnte, wenn wir unsere Sterblichkeit akzeptierten. Wenn wir einsähen, dass jede Generation nur eine kurze Strecke weit dieses Leben zu hüten und zu pflegen hat, es offenhalten soll für eine lange Kette der weiteren Lebensprozesse, nicht nur für uns Menschen, sondern für alles kreatürliche Leben, dann würde sich ein Masshalten in der Technik von selbst einstellen. Man würde einsehen, dass man eben nicht alles machen darf, was man machen kann. Im Augenblick sind wir fasziniert von dieser furchtbaren Atomtechnik, die über alle Risiken hinaus entwickelt wird, die eigentlich verantwortbar wären. In den nächsten zwanzig Jahren sehe ich eine gleich gefährliche Revolution auf dem Gebiet der Gentechnologie auf uns zukommen. Auch da sind wir dicht dabei, die Grenzen zu überschreiten, die uns sozusagen

unser kreatürliches Mass vorgeben.

Dem theoretischen Pessimismus durch optimistische Praxis widersprechen

Gschwend: *Sie haben gesagt: Wenn wir akzeptieren, dass wir persönlich sterben müssen und wenn wir uns als Teil einer langen Kette verstehen, werden wir wirklich lebendig. Gehen Sie davon aus, dass diese Kette weitergeht? Oder rechnen Sie wie zum Beispiel Hildesheimer damit, dass wir in den nächsten Jahren tatsächlich zugrundegehen?*

Richter: Das ist eben eine Kernfrage. Ich müsste ehrlich antworten, dass ich theoretisch ein Pessimist bin. Wenn ich die Argumente gegeneinander aufwiege, sehe ich mehr Argumente, die dafür sprechen, dass die verhängnisvolle Entwicklung so weitergeht, als andere, die dafür sprechen, dass die Kräfte des Widerstandes sich noch rechtzeitig und mit genügender Kraft formieren können. Andererseits bin ich ja und sind wir beide nicht Betrachter, die ausserhalb dieses Prozesses stehen, sondern wir sind selber mitten drin. Da würde ich auch gerne Sie fragen, wie es Ihnen geht als Journalist. Wir sind in diesen Prozess verwickelt, Sie als Journalist und ich als Buchautor und als relativ bekannter Forscher auf dem Gebiet der Sozialpsychologie. Wir sind nicht ganz ohne Einfluss. In dieser praktischen Verwicklung werden wir nach unserem praktischen Optimismus gefragt. Da erinnere ich mich immer wieder an ein Wort von Max Horkheimer, der mal in einer Rede über Pessimismus gesagt hat: Man kann und man muss gegebenenfalls seinem theoretischen Pessimismus durch optimistische Praxis widersprechen und kann sogar aus diesem theoretischen Pessimismus die Kraft ziehen, umso mehr im Handeln dafür zu sorgen, dass vielleicht Schlimmes abgewendet wird. Ich denke, dass Sie als Journalist auch in diesen Problemen stecken und dass Sie vielleicht auch zu mir gekommen sind, weil wir in einem Dialog herausbekommen können, was heute im Journalismus möglich ist, was möglich ist in der Wissenschaft, die ich vertrete, und wie wir uns gegenseitig unterstützen können.

Gschwend: *Ich mache diese Sendung mit Ihnen, weil ich persönlich noch etwas genauer wissen möchte, was an Grundüberzeugung in Ihnen steckt, aus der heraus Sie dann dieses Buch geschrieben und Ihre ganze Arbeit gemacht haben. Wie vital sind Sie effektiv? Und vielleicht auch: Wo kommt diese Vitalität her, woher nährt sie sich? Wenn wir in einer Sendung auf solche Inhalte zu sprechen kommen, gibt es viel mehr Reaktionen, als wenn man zum Beispiel ein politisches Problem auf der Ebene abhandelt, auf der Politik getrieben wird. Ich frage mich persönlich auch immer wieder: Rechne ich mit dem Untergang der Welt oder nicht? Ich glaube, dass ich nicht mehr versuchen würde, diese Sendung zu machen, wenn ich überzeugt wäre, dass die Welt in den nächsten paar Jahrzehnten sowieso zugrunde ginge. Ich würde vielmehr mit meinen Leuten, mit meinen Freunden zusammensitzen und tatsächlich vielleicht das Leben noch zu geniessen versuchen. Ich muss allerdings sagen, dass ich mich, während ich das sage, auch gleich frage, ob das stimmt. Ich würde dann vielleicht doch merken, dass ich so nicht leben oder, anders gesagt, so nicht sterben könnte. Ich würde vielleicht sogar dieselben Sendungen wieder, trotzdem, machen. Es ist schwierig, das abstrakt zu sagen. Aber was ich sicher sagen kann, ist dies, dass ich immer wieder eine Kraft in mir spüre, aus der heraus ich mich wehren will. Ich denke, dass diese Kraft etwas mit Glauben an das Leben zu tun hat.*

Sie haben vorhin etwas sehr Interessantes gesagt, was im Gegensatz zu dem steht, was ich auf diese Frage oft höre: Sie haben gesagt, theoretisch müssten Sie Pessimist sein und praktisch seien Sie Optimist. Häufig hört man das Gegenteil: Leute, die sagen, sie wollten nicht pessimistisch sein. Aber dahinter steht eigentlich die Aussage, dass sie es praktisch sind. Können Sie mir sagen, woher Sie die Kraft schöpfen,

praktisch eben doch optimistisch zu sein?
Richter: Ich meine, ich werde jetzt von mir persönlich reden, auch wenn es mir nicht so angenehm ist. Im Buch konnte ich es leichter schreiben. Man kann so etwas hinschreiben, und es ist nicht so heikel, nicht so peinlich und schamvoll. Es ist eine Erfahrung zunächst aus meiner Biographie: Ich habe gemerkt, dass wenn ich Schlimmes erlebt habe, das mich sehr bedrückt hat, sei es etwas, worüber ich trauern musste, oder etwas, woran ich gescheitert war, es mir geholfen hat, wenn ich nicht schnell und aktiv darüber hinwegzugehen versuchte und mich ablenkte. Es hat mir geholfen, wenn ich mich diesen Zuständen aussetzte. Das klingt schon wieder ein bisschen heroisch, als hätte ich vorgehabt, mich tapfer einer Sache auszusetzen. So war es nicht. Nachdem ich mich lange mit Schmerz und Schuld und Trauer befasst hatte, habe ich später in verzweifelten Situationen gefunden, dass es eine Kraft bringt, die man nicht erwartet hat, wenn man nicht so schnell wieder zur Tagesordnung übergeht, sobald man eine Erfahrung gemacht hat, in der man sich schwach und brüchig, fast hilflos und entmutigt fühlte und nicht mehr wusste, welchen Sinn das alles hat. So glaube ich auch, dass diejenigen, die heute die Angst aushalten, die Schwäche und das Ohnmachtsgefühl gegenüber den Bedrohungen, die wir jetzt erleben – ich denke an Dinge wie Tschernobyl oder das Scheitern von Reykjavik – auch etwas wachsen lassen können an Kräften. Sie können dann nein sagen zu dem, was mit uns gemacht wird.

Kraft aus der Kraft der anderen, vor allem der Jungen und der Frauen

Aber jetzt möchte ich noch etwas sagen, was zum Kraftgeben gehört. Es ist eine Frage, die unser Zusammenleben betrifft und unser Gespräch miteinander. Ich gehe überall hin, wo ich spüre, dass Menschen sich zusammentun und sich gemeinsam Gedanken machen, sich gemeinsam ermutigen, solche kritischen, verzweifelten Überlegungen durchzuhalten, aber auch etwas zu tun. Ich war jetzt auf dem katholischen Kirchentag, da gab es einen alternativen Kirchentag der jungen Leute, «Kirche von unten» nennen sie sich. An einem Tag des offiziellen Anlasses wurde über Abrüstung und Frieden gesprochen, nachmittags waren die Politiker da, der Verteidigungsminister und der Abrüstungsexperte der SPD und noch ein paar Leute, die hatten 500 junge Zuhörer. Am Rande der Stadt auf dem alternativen Kirchentag hatten wir zum gleichen Thema 4000 Zuhörer. Ich habe gespürt, dass sich in dieser jungen Generation etwas tut, dass etwas lebendig wird. Wenn ich spüre, was da an Gemeinsamkeit und Ermutigung, an Widerstandsbereitschaft vorhanden ist, die übrigens anders als 1968 mehr von innen kommt, dann schöpfe ich daraus sehr viel.

Da allerdings kommt dann der nächste Schritt zu politischen Forderungen. Wenn wir sehen, dass unsere politischen Machteliten es nicht mehr in der Hand haben, diese Eigendynamik der Prozesse zu stoppen, sei es in der zivilen Atomwirtschaft, sei es in der Rüstungspolitik, in der Chemie oder in der gesamten Umweltpolitik, dann müssen wir Wege finden, um mehr direkte Demokratie möglich zu machen. Nur so können diese Gefühle, diese Wünsche, diese Lebenskräfte der Menschen mehr Einfluss gewinnen. Das können sie bei uns nicht dadurch, dass man alle vier Jahre seine Stimme für eine Partei abgibt.
Gschwend: *Sie schöpfen also Kraft aus der Kraft der andern?*
Richter: Ja, wobei es für mich aber auch so ist, dass ich wahrnehme, wie andere Generationen, vor allem die Jungen, jetzt etwas übernehmen, was wir Alten nicht mehr können. Auf dem Höhepunkt der Jugend ist meine Generation unter Hitler gescheitert. Ich bin einer, der mitgescheitert ist, auch wenn ich mir sagen kann, dass ich damals noch ein Junge war oder 18 Jahre alt, als ich als Soldat nach

Russland kam. Ich habe mitgemacht und doch gespürt, wie schlimm das ist, was wir machten, und habe bis heute damit zu tun. Jetzt brauche ich den Blick auf die jüngeren Generationen, und mein dringender Wunsch ist, ihnen zu vermitteln, welche Chancen sie haben und dass sie heute ihren Spielraum vielfach zu wenig nutzen, um sich zu wehren, ein Spielraum, den wir damals im Totalitarismus nur in sehr kleinem Masse hatten.

Ein weiterer und für mich ausserordentlich wichtiger und hilfreicher Punkt ist, als Mann zu sehen, wie aus den Frauen jetzt Kräfte aufbrechen, die ich für ungemein wichtig halte. Ich glaube überhaupt, dass eine Umkehr zu einer sanfteren, liebevolleren und sozialeren Politik, in der Menschen und Völker anders miteinander umgehen, auch mit der Umwelt anders umgehen, nur möglich ist, wenn von den Frauen her Impulse nicht nur kommen, sondern auch durchschlagen können. Mir fällt auf, dass ich in meinen Büchern immer Schriftstellerinnen zitiere, wenn ich ganz direkt sagen möchte, wohin es gehen soll und was eigentlich die Wurzel unseres Problems ist. Wie etwa Christa Wolf mit der Stelle, in der sie Kassandra auf die Frage, wie es denn mit den Athenern weitergehen wird, sagen lässt: Bisher haben alle immer weitersiegen müssen. Und wer immer siegen muss, der wird untergehen. Die Frage ist, ob es je möglich sein wird, Siegen in Leben zu verwandeln. Das ist für mich ein ganz entscheidender Ausspruch. Ich glaube, dass wir in unseren Industriegesellschaften in einer Kultur leben, in der es uns immer noch darum geht, uns der Welt zu bemächtigen, dass wir siegen wollen: siegen über die Natur, siegen über den Tod, siegen über alle Krankheiten, siegen über andere Völker, siegen in der Konkurrenz der Wirtschaften. Dieser unendliche Bemächtigungswille ist eigentlich lebenszerstörend. Eine Gegenkraft kommt aus dem, was jetzt in der Frauenbewegung durchschlägt.

Die Verkümmerung unserer Sensibilität

Gschwend: *Sie haben vorhin gesagt, Siege seien meist lebensfeindlich, oder es sei jedenfalls schwierig, Siege in Leben umzumünzen. Ich frage mich oft, ob wir eigentlich anders als nur durch Niederlagen lernen können. Sie haben doch vorher gesagt, dass Sie gelernt haben, Schmerz zu akzeptieren, zu trauern. Denken Sie, wir lernen nur aus Katastrophen, oder gibt es auch eine andere Art, Fortschritte zu machen, andere Motive, die wirklich etwas auslösen?*

Richter: Das ist eine sehr, sehr wichtige Frage, die ich fast an Sie zurückgeben möchte, weil Sie als Schweizer gerade aus der Nähe von Sandoz kommen und besser als ich wahrnehmen können, welche Reaktionen da entstehen. Allgemein gesagt ist es schon so, dass sinnliche Erfahrungen von Katastrophen, also Erfahrungen, bei denen man etwas spüren kann, an denen etwas konkret und sichtbar wird, die Menschen zwingen, sich einer Angst wieder einmal zu öffnen, die sonst vielfach unterdrückt werden kann, weil die Quellen der Gefahr zu abstrakt sind. Die Atomenergie oder die 50'000 Sprengköpfe, die es gibt, das ist etwas, was nicht wahrgenommen wird. Wahrgenommen wird, dass der Rhein vergiftet ist und die Tiere sterben; man sieht Bilder von toten Aalen, die eingesammelt werden. Ich glaube, dass solche sinnlichen Erfahrungen schon sehr wichtig sind. Aber sie reichen nicht aus. Denn wir sehen, dass es eine Vergessenskurve gibt, dass die Aufregung nach Katastrophen jeweils einige Wochen oder vielleicht Monate anhält, dass dann aber ein dringendes Bedürfnis wiederkommt, sich davon abzuwenden, und dass man sich auch mit Hilfe der Medien auf andere Angstthemen lenken lässt, die weniger gefährlich sind. Diese Wechselwirkung zwischen Verdrängens- und Vergessensbedürfnis des Publikums einerseits und aktiver Mitwirkung oder gar Steuerung durch die Medien andererseits führt da-

zu, dass die Gefahren nivelliert werden, sodass man sich dann lieber wieder mit den kleinen Gefahren beschäftigt. Diese kleinen Gefahren kommen auf die gleiche emotionale Ebene wie die Überlebensgefahren der Gesellschaft. Aber wie sehen Sie das?

Gschwend: *Zum ersten bin ich überzeugt, dass wir, obwohl wir fähig sind, abstrakt zu denken, wirklich angerührt nur durch das werden, was wir sinnlich erleben. Hinter meiner Frage steckt aber noch etwas anderes. Wir können ja nicht nur in einer Richtung sinnlich wahrnehmen, also in der «negativen» Richtung, wir können ja nicht nur Katastrophen sinnlich wahrnehmen, sondern auch schöne Erlebnisse. Und meine Frage, auf die ich wirklich keine Antwort habe, ist: Sind nur die negativen sinnlichen Erlebnisse die, die uns weiterbringen? Oder gibt es auch positive sinnliche Erlebnisse, die uns weiterbringen? Konkret: Ich glaube, dass das tiefstgehende sinnliche Erlebnis, das wir haben können, die Liebe ist. Und wenn wir wirklich berührt sind von einem andern Menschen, innerlich berührt sind, dann kann das sehr viel Kraft auslösen. Das andere aber auch: Wenn wir eine Ungerechtigkeit sinnlich erleben und noch Kraft haben oder eine Katastrophe sinnlich erleben und noch Kraft haben, dann kann das auch sehr viel Energie auslösen. Das zweite, scheint mir, geschieht viel häufiger. Und ich frage mich: Ist es letztlich nicht auch tiefgreifender, löst es nicht mehr aus als das positive Erlebnis? Warum ist das Positive eigentlich so viel seltener?*

Richter: Als Psychologe denke ich darüber nach, dass unsere sinnliche Sensibilität auch deshalb verkümmert, weil wir durch eine solche Reizfülle belastet sind, die wir gar nicht mehr recht verarbeiten können. Wenn man bedenkt, was im Fernsehen so auf uns niederprasselt an Reizen, die uns über die Mattscheibe vermittelt werden... Ich sehe da eine Abstumpfung, die eben dazu führt, dass Menschen vieles draussen beim Herumgehen gar nicht mehr recht wahrnehmen.

Gschwend: *Heisst das, dass wir durch diese ganze Abstumpfung nicht mehr sensibel genug sind, die positiven Impulse, die uns Kraft geben könnten, aus der Natur zum Beispiel oder aus dem Umgang mit Menschen im Austausch von Gefühlen, wirklich aufzunehmen und umzusetzen in aktive Lebenskraft, dass es vielleicht tiefgehende Katastrophen braucht, damit wir überhaupt noch aufwachen?*

Richter: Ich will ein paar ganz konkrete Punkte aus meiner engeren Umwelt nennen: Wir hatten einen kleinen Laden in dieser Strasse mit einer sehr netten, lieben Frau, die ihn betreut hat. So um Weihnachten, Silvester herum, standen immer 15 bis 20 ältere Menschen in diesem Laden. Die haben gar nichts gekauft. Aber sie haben diesen Laden als kleines Kontaktzentrum gehabt, fühlten sich nicht so allein und hatten da ein Stück Leben grad in der Zeit, in der Gefühle sehr hoch schlagen. Sie haben eine Chance gehabt, sich dort gegenseitig zu unterstützen, sich zu freuen und sich auch ein Stück Liebe zu geben. Oder an meiner Tankstelle, die jetzt seit langem automatisch läuft, da war ein alter Tankwart, den ich sehr mochte. Er hat sich frühzeitig pensionieren lassen. Er hat gesagt: Ich konnte bis dahin immer wieder den Leuten helfen, ich durfte hinausgehen, hab' mich mit ihrem Auto beschäftigt, hab' nach ihren Familien gefragt. Jetzt sitze ich an der Kasse, das ist für mich kein Leben mehr.

Ohne kritische sensible Wahrnehmung dieser Prozesse sind wir gar nicht imstande, eine menschenfreundlichere Technologie zu machen. Wenn die Leute darunter nicht mehr leiden, sondern das alles so hinnehmen, dann kommen zwar mehr zu uns in die Psychotherapie, sie können das auch bis zu einem gewissen Grad betäuben, aber es führt zu einer ungeheuer verhängnisvollen Abstumpfung. Und dann kommt es zu einem Resultat, wie es eine der letzten Jugendstudien zeigte, in der herauskam, dass in der

BRD 74 Prozent der jungen Menschen es für sicher oder wahrscheinlich halten, dass Technik und Chemie die Umwelt zerstören werden. Mit diesem Gefühl lebt diese Jugend. Aber die Kraft, daraus die Konsequenzen zu ziehen und zu sagen, das wollen wir nicht, diese Kraft ist eben zu gering ausgebildet, ja sie wird planmässig, eben durch die Abtötung der Gefühlsfärbung unseres Lebens und durch die Zerreissung von Lebenszusammenhängen, zerstört. Dadurch wird die Apathie selbst gefördert. Man muss abstumpfen, um sich nicht zu ärgern und traurig zu sein, es sei denn, dass man sich engagiert. Und das kann man allein nicht aushalten, sondern dazu braucht es eben Menschen, Gruppen, Organisationen, in denen man mit andern genügend Kraft schöpft, sich zu wehren.

Selbstproduzierte Ohnmacht

Gschwend: *Sie sagen, Erschütterung, Trauer, Schmerz sind leichter zu ertragen im Moment, wo wir auch handeln können, wo es für uns einen Sinn hat, etwas dagegen zu tun. Die Kernfrage ist aber: Was ermöglicht es uns, aktiv zu werden? Wo ist denn das Hindernis, etwas zu tun?*

Richter: Ich sagte eben, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der äusseren Verödung und der inneren Verödung. Es gilt, diese äussere Verödung direkt anzugreifen, indem man mehr spricht, sich für einander mehr interessiert, dass man Dinge wichtig nimmt, die heute sonst nicht mehr als wichtig anerkannt werden, nämlich das, was in einem vorgeht, was man phantasiert, was man träumt, wo man sich grämt. Es gibt heute auch wieder Strömungen, in denen Menschen das bewusst kultivieren. Die neue Zuwendung zu magisch-mystischen Welten folgt ja aus so einem Drang.

Gschwend: *Ich war gerade die vergangenen Tage an einer Lehrer-Fortbildungstagung zum Thema «Konfliktlösung und Frieden». Es waren Schüler da, die sagten, was für sie Frieden bedeutet. Die vorherrschende Definition hat eine Schülerin in einem Satz zusammengefasst: Frieden heisst für mich, dass ich mich wohl fühle. Das hat mir einerseits eingeleuchtet, es kam auch von Herzen, aber es hat mir auch angst gemacht. Die ganzen Ausführungen liefen eigentlich darauf hinaus, dass es zuerst einmal bei mir stimmen müsse. Darüber hinaus ging es nicht.*

Richter: Auch bei uns ist in der Friedensbewegung nach der Stationierung der neuen Mittelstreckenraketen eine Wendung eingetreten. Die Menschen haben sich die Frage vorgelegt, inwieweit sich in der Politik nicht auch das abspiele, was in uns ist. Ob Gewalt, die nach aussen ausgeübt wird, nicht auch Audruck einer Gewalt ist, die Menschen im eigenen Inneren ausüben. Aber beides hängt zusammen: Wenn man nicht nach aussen das macht, was man im Inneren erkannt und erfahren hat, dann kann man bald auch nicht mehr erkennen, was draussen zu machen ist.

Nur indem man sich nach draussen stellt, kann man auch gleichzeitig wieder im Innern sich weiterentwickeln. Umgekehrt kann man sich auch verausgaben: Wenn man nur nach aussen kämpft und streitet, dann verzehrt man sich und wird am Ende so kraftlos, wie es viele Gruppen der Friedensbewegung waren, als dann die Raketen stationiert wurden und sie innerlich entleert und total mutlos dastanden.

Gschwend: *Im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus haben Sie unter anderem die Formulierung gebraucht, Sie hätten sich für ohnmächtiger gehalten, als Sie eigentlich waren. Und in Ihrem Buch schreiben Sie davon, dass die Menschen selber Ohnmacht produzieren.*

Richter: Wenn man sich unter Gleichgesinnten zusammensetzt und die Dinge analysiert und durchschaut und kritisiert, kommt an irgendeiner Stelle der Punkt, wo man sich selber hinstellen und denen, die solche Zustände verantworten, entgegentreten müsste. Da kommt jetzt dieser Punkt der selbstproduzierten Ohnmacht in dem Sinne, dass man sich ge-

meinsam abreagiert und mit dem Gefühl einschläft, dass der kritische Gedanke allein, den man jetzt gemeinsam produziert hat, hinreicht. Das ist eine Intellektualisierung und damit zugleich eine Entschärfung eines Protests, der in der Realität nicht zum Ausdruck kommt. Das geht so weit, dass es in unserer Gesellschaft ganze Bereiche gibt, die abgeschottet von der praktischen Einmischung eine unverbindliche Kritik erlauben oder sogar fördern. Es gibt sozusagen eine moralteilige Gesellschaft: auf der einen Seite die Unmoral einer unverantwortbaren Politik der Macht, der Gewalt gegen die Umwelt und gegen den friedlichen Umgang der Völker miteinander, und auf der andern Seite eine sehr moralische Subkultur, wo Teile der Gesellschaft kritische Gedanken äussern. Beides verträgt sich miteinander. Es besteht, wie der Philosoph Schiller einmal gesagt hat, ein unsichtbarer Vertrag. Die politische Machtelite sagt: Ihr auf der andern Seite, ihr Intellektuellen, Künstler, ihr kritischen Kulturleute, ihr könnt von der Gesellschaft in Anspruch nehmen, dass ihr als die besseren, die edleren angesehen werdet, und ihr könnt Preise bekommen, wir sind sogar bereit, noch eine Belobigungsrede zu halten, wie das kürzlich hier bei uns der Fall war, als ein CDU-Mann, der ein Aufrüstungsbefürworter ist, eine Preisrede auf Günther Anders, den Philosophen, der die Atompolitik am härtesten kritisiert, gehalten hat.

Gschwend: *Jetzt sprechen Sie vom Verhältnis zweier Eliten zueinander. Sie und ich, die wir zu dieser Elite gehören, wir dürfen unsere Meinung sagen, vorläufig jedenfalls noch. Wie aber kann zum Beispiel ein Angestellter einer Schweizer Bank, der hört, dass die Dollar-Millionen, die vom Iran nach Nicaragua geflossen sind, über ein Schweizer Bankkonto transferiert wurden, wie kann er gegen so etwas auftreten, ohne fast zwangsläufig seine Stellung zu verlieren? Wenn man sich fragt, wie man sich gegen Ungerechtigkeiten wehren kann, merkt man bald, dass es zwar nicht unbedingt ans Leben, aber doch ans Lebendige geht. Gibt es einen Spielraum, ohne dass man gleich von den Leuten verlangen muss, dass sie zum Beispiel auf ihr regelmässiges Einkommen verzichten?*

Richter: Je abhängiger Menschen in ihren sozialen Stellungen sind, umso mehr bedürfen sie natürlich der Unterstützung durch Organisationen, in denen sie ihren Willen und ihre Gedanken am ehesten zum Ausdruck bringen können, etwa durch die Gewerkschaften.

Gschwend: *Also zur selbstproduzierten Ohnmacht gehört, wenn ich Sie richtig verstehe, dass man sich nicht bewusst ist, dass man faktisch gar nicht auf sich allein gestellt ist, sondern dass man sich zusammentun könnte mit andern, die in derselben Situation sind.*

Richter: Ja, weil man sich allein nicht genügend schützen kann. Man kann nur dann kritische Gedanken äussern und sich auch entsprechend verhalten, wenn man den Schutz einer grossen Organisation hat, die dann dafür bürgt, dass nicht der einzelne entlassen wird, sondern dass sich einzelne zusammen mit einem grossen Kollektiv politisch wehren können.

Mit der Gegenseite ins Gespräch kommen – eine Frage der eigenen Glaubwürdigkeit

Gschwend: *Sie schildern in Ihrem Buch, wie die Sprache der Medizin in den Termini des Krieges über die Krankheit denkt, sie als etwas betrachtet, das man besiegen muss. In der Friedensbewegung gibt es etwas Ähnliches: Man spricht zum Beispiel von Friedensstrategien, oder man sagt eben: Wir müssen für den Frieden kämpfen. Sie stellen dieser Sprache der Medizin und den Grundeinstellungen, die hinter dieser Sprache stehen, eine weiblichere Medizin gegenüber, und Sie versuchen auch, nicht in kriegerischer Art gegen den Krieg vorzugehen. Aber wenn man sich diese von männlichem Denken geprägte Welt vergegenwärtigt und sieht,*

wie sehr sie dominiert, dann muss man sich tatsächlich fragen, ob man denn mit diesem «Gegenprinzip», den weiblicheren Haltungen, überhaupt etwas bewirken kann.

Richter: Nun, zunächst ist eine weibliche Haltung ja nicht absolut unkämpferisch. Ich erinnere an eine Mutter, die für ihr Kind kämpft und die, um Leben zu beschützen, sich vor das Kind stellt und Gefahren abwehrt. Ich glaube, Kämpfen als solches ist nicht einfach etwas, was man positiv oder negativ bewerten kann. Negativ wird es da, wo der Kampf sich zum Beispiel als Aggression gegen die persönlichen Gegner wendet. In der Friedensbewegung gibt es zum Beispiel Gruppen, die voller Hass an die Polizei denken, die sie bei ihren Demonstrationen hemmt. Da gibt es dann diese Personalisierungen, Hass und Kampf gegen Menschen, die auf der andern Seite sind.

Wie ich sehe, ist es aber immer wieder wichtig, mit der Gegenseite ins Gespräch zu kommen. Ich sehe, dass die Gesprächspartner mitunter sehr leicht aufgelockert werden können, wenn man ihnen zugesteht, dass sie wirklich grosse Angst haben vor den Russen oder vor andern Bedrohungen, und wenn man sie dann danach fragt und vernimmt, was sie für Erlebnisse hatten, dann sind das vielleicht Flüchtlinge, die wirklich Schlimmes erlebt haben. Es geht bei unseren Bemühungen in der Friedensbewegung darum, bei solchen Gesprächen von den andern zu erfahren, dass sie im Grunde die gleichen Bedürfnisse und Wünsche haben wie wir und dass es darauf ankommt, sich gegenseitig zuzuhören, sich zu respektieren in den unterschiedlichen Ängsten und auch in den unterschiedlichen politischen Urteilen, um die üblichen oberflächlichen Klischees zu überwinden, die gerade im Widerstand gegen die Friedensbewegung eine grosse Rolle spielen. Ich sehe, dass diejenigen, die ihre Glaubwürdigkeit durch eine friedliche Haltung auch in solchen Kommunikationen beweisen, mehr bewirken als die andern, die nur mit flammenden Transparenten und Wut irgendwo aufziehen und am liebsten die Polizei provozieren. Es gibt Leute, die sich erst dann wohl fühlen, wenn sie sich in einen Kampf verwickeln können. Wenn eine Demonstration friedlich abläuft, haben sie das Gefühl, das war ja nur ein Kinderfest, da haben sie ihre Wut nicht genügend abreagieren können, und dann finden sie die Veranstaltung misslungen.

Gentechnologie und menschliches Mass

Gschwend: *Sie haben jetzt auf viele Fragen geantwortet. Ich möchte Sie noch fragen: Beschäftigt Sie zur Zeit eine Frage, auf die Sie selber keine Antwort finden?*

Richter: Ja, mich beschäftigt seit meinem Buch «Der Gotteskomplex» durchgängig die Frage, inwieweit wir noch rechtzeitig fähig sind, angesichts der bevorstehenden Revolution der Gentechnologie das menschliche Mass zu finden, zu sehen, was wir dürfen und wo wir aufhören müssen, das Machbare auch zu machen. Ich sehe im Augenblick als neue grosse Fragestellung diese gewaltige Revolution, die uns bevorsteht, nämlich die Möglichkeit, die Erbmasse zu ändern, sodass wir sozusagen unerwünschte Gene aus der Erbmasse entfernen können. Da sehe ich die ungeheure Gefahr wieder auftreten, dass man sagt, es sei nur von Vorteil, wenn wir eine bessere Menschheit züchten können, die Natur mache ja auch Evolution, und es sei doch im Sinne der Natur, wenn wir eingreifen und unerwünschtes Leben entfernen, etwa durch Genmanipulation. Interessanterweise oder typischerweise sind das vor allem Frauengruppen, die das Thema jetzt schon hochbringen und diese Gefahren bezeichnen. Ich möchte in den nächsten Jahren gerade im Rückblick auf die Rassenhygiene und die Züchtungsideologie der Nazis helfen, diese Erfahrungen hilfreich zur Verfügung zu stellen zur Verhütung von Auswüchsen, die uns bedrohen.